

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Meyd.

Wenn der Sturm auf dem Ufer stand, daß sie nicht hindurchschwimmen konnten, legten sie sich an den Rand des Meeres und ließen sich von den Wellen herumrollen. Dann kam das ganze Meer in segendem Flug von Westen daher, um sich über sie zu stürzen, es jagte vorwärts wie Horden von weißen Pferden, die grauen Mähnen schräge dahinstiebend. Aufschwümend kommen sie, fegen die See mit dem weißen Schwanz, hauen wild in der Luft herum mit den Köpfen und gehen unter. Andere springen daher, über sie hinweg in geschlossener Reihe. Sie liegen flach auf dem Wasser und jagen dahin. Der Sturm reißt ihnen den weißen Schaum aus den Mäulern und sührt ihn über den Strand dahin, wo er sich an die Büsche hängt und schimmernd in nichts verschwindet. Bis an den Uferstrand spritzen sie und sinken tot zusammen. Aber von da draußen stürmen sie herbei, als sollte das Land niedergerannt werden, sie erheben sich schäumend und hauen nach einander, springen schraubend und zitternd hoch in die Luft auf und zerbersten vor Panik, niemals nimmt das ein Ende. Da draußen in weiter Ferne geht die Sonne in einem brandroten Qualm unter. Ein Wolkenstreifen liegt darüber und breitet sich weit aus bis in die Unendlichkeit hinein. Gleich einem glühenden Steppenbrand klammert er den Horizont ein und jagt die Horden vor sich her in panischem Schrecken; und am Strande jauchzt die nackte Jungenschar. Hin und her springen sie mit ausgebreiteten Armen und jagen rufend die wilden Pferde wieder ins Meer hinaus.

16.

Es ging nicht gut draußen im Hause der Jungen. Jörgensen hatte nichts mit seinen Plänen ausgerichtet. Alle ändern, nur er allein nicht, wußten, daß es so gehen würde. Die Leute wußten auch sehr gut Bescheid darüber, daß ihm der Ingenieur hundert Kronen dafür angeboten hatte, und daß er, als er die nicht annehmen wollte, sondern verlangte, Teil an der Leitung und der Ehre zu haben, zur Tür hinaus gewiesen war.

So ruhig hatte er noch niemals etwas hingenommen, er brauste nicht auf mit großen Worten und Spektakel, sondern begab sich an die gewöhnliche Tagelöhnerarbeit im Hafen, wie jeder anderer Arbeiter. Seine Niederlage erwähnte er nicht und erlaubte es niemand, daran zu rühren. Der Frau gegenüber tat er, als sei nichts geschehen. Aber sie mußte wieder sehen, wie er sich in seine Stummheit verschloß, ohne zu wissen, was in ihm vorging; sie ahnte das Schreckliche und klagte den Jungen ihre Not. Szenen machte er niemals, obwohl er hin und wieder betrunken war; er aß schweigend und ging zu Bett. Die Zeit, wo er nicht auf Arbeit war, herschloß er.

Aber als sich die Pläne soweit enthüllten, daß sie jedem bekannt wurden, war es mit seinem Arbeiten vorbei. Der Ingenieur hatte von Jörgensens Plänen genommen, was er verwenden konnte, das vermochte jeder zu sehen und da stand nun „die Kraft“ mit trockenem Munde, nur weil er mehr auf den Löffel lud, als der Mund fassen konnte. Die meisten gönnten es ihm und ließen sich gründlich Zeit, es zu bereden; die Stadt war daran gewöhnt, ihre eigenen Angelegenheiten zu versäumen, um ihr ganzes Gewicht auf seinen krotigen Rücken zu werfen. Aber nur war er doch in den Staub gedrückt, alle waren am Hafen gewesen, nur zu sehen, wie „die Kraft“ dort arbeitete und wie ein gemeiner Tagelöhner die Erde zu seinem eigenen großen Plane zusammenfarrte. Sie wunderten sich nur darüber, daß er es so ruhig hinnahm; es war gewissermaßen eine Enttäuschung, daß er sich nicht unter der Todeslast wand und ansing in seiner Ohnmacht zu rasen.

Er begnügte sich damit, zu trinken, aber das tat er auch gründlich; immer ging er umher wie in einem Nebel von Spiritus und arbeitete nur das Notwendigste, um den Rausch im Gange zu halten.

„So ist er noch niemals gewesen,“ sagte die Frau weinend. „Er lobt und mütet nicht, sondern ist so gleichmäßig böse, daß es im Hause nicht mehr zum aushalten ist. Alles durchseht er mit seiner Bosheit und schilt mit der armen Karen herum, daß es ein Jammer ist. Vor keinem hat er Respekt, nur vor seiner alten Mutter, und Gott weiß, wie lange das noch währt. Er arbeitet nicht, sondern trinkt nur. Mein sauer verdientes Geld stiehlt er mir aus der Kleider Tasche und kauft Brantwein dafür. Er hat keine Scham mehr im Geibe, so ehrlich wie er früher gewesen ist. Und seinen Rausch kann er auch nicht mehr tragen wie früher, er fällt und strauchelt beständig. Neulich kam er ganz blutig nach Hause und hatte sich ein Loch in den Kopf geschlagen. Was haben wir nur einmal den lieben Gott getan, daß er uns so heimsuchen muß?“

Die Alte sagte nichts, sondern ließ ihren Blick von dem einen zum andern schweifen und dachte das ihre.

So ging es von Woche zu Woche. Die Jungen wurden es müde, das Jammern der Mutter mitanzuhören und hielten sich dem Hause fern.

Eines Tages, als Karen eine Besorgung für ihre Mutter machen sollte, blieb sie weg. Auch am nächsten Tage kam sie nicht. Pelle erfuhr es unten am Bootshafen, wo sie zuletzt gesehen war. Sie lagen dort und suchten mit Wehen nach ihr, aber niemand wagte es Jörgensen zu erzählen. Am Nachmittag kamen sie mit ihr an der Werkstatte vorbei; Pelle wußte was es war, als er die vielen schweren Fußtritte draußen auf der Straße hörte. Sie lag auf einer Tragbahre und zwei Männer trugen sie; vor ihr her wirbelte der Herbstwind die ersten dahinfliegenden Blätter, und ihre dünnen Arme hingen bis auf das Pflaster herab, als wollte sie sie greifen. Das in Unordnung geratene Haar hing auch herab, das Wasser leckte von ihr herunter. Hinter der Bahre her ging „die Kraft“ und war besessen. Er hielt die Hand vor die Augen und murmelte wie in Andacht, jeden Augenblick hob er den Zeigefinger in die Höhe. „Sie hat Frieden gefunden,“ sagte er lallend und suchte geistreich auszufehen. — „Den Frieden, der höher ist denn — —.“ Er konnte nicht auf das Wort kommen.

Jens und Pelle lösten die Männer an der Bahre ab und trugen sie nach Hause. Sie waren bange vor dem, was bevorstand. Aber die Mutter stand in der Tür und nahm sie still in Empfang, als habe sie sie erwartet, und sie war nur weiß im Gesicht. „Sie hat es ja nicht aushalten können!“ flüsterte sie ihnen nur zu und kniete neben dem Kinde nieder.

Sie legte den Kopf auf den kleinen verkrüppelten Körper und flüsterte undentlich hin und wieder stopfte sie die Finger des Kindes in den Mund, um ihr Schluchzen zu ersticken. „Und Du solltest eine Besorgung für Mutter machen,“ sagte sie und schüttelte lächelnd den Kopf. „Du bist mir ein nettes Mädchen, kannst nicht einmal zwei Duden Garn kaufen, und das Geld, was ich Dir mitgegeben hatte, das hast Du wohl weggeworfen?“ Ihre Worte kamen zwischen Lächeln und Weinen und Klagen wie leises Singen. „Hast Du das Geld weggeworfen? Das macht nichts, Du konntest ja nichts dafür. Liebe Kleine, liebe Kleine!“ Dann versagten ihre Kräfte. Ihr zusammengepreßter Mund brach auf und schloß sich wieder, und so fuhr sie fort, den Kopf hin und her wiegend, während die Hände eifrig in der Tasche des Kindes wühlten. „Hast Du denn die Besorgung für Mutter nicht gemacht?“ jammerte sie, sie hatte das Bedürfnis, irgend etwas als eine Betätigung in all diesem Kummer zu haben, nur irgend etwas ganz Gleichgültiges. Und sie wühlte in dem Geldbeutel. Da lagen einige Dene und ein kleiner Papierfetzen.

Da richtete sie sich plötzlich auf. Fürchterlich hart im Gesicht wandte sie sich dem Manne zu, der dort an der Wand stand und hin und her schwankte. „Peter!“ schrie sie voller Angst. „Peter!“ „Weißt Du denn nicht, was Du angerichtet hast?“ „Verzeihung, Mutter,“ steht hier, und vier Dene von den dreizehn hat sie gebraucht, um sich Zuckerkandis zu kaufen. Sieh hier, ihre Hand ist noch ganz klebrig.“ Sie öffnete die geballte Hand, die um ein Stück klebriges Papier geschloffen war. „Ach, das arme, verfolgte Kind! Sie hatte das Verlangen, sich ihr Dasein zu versüßen für vier Dene Zucker.“

Landis und dann ins Wasser. So viel Freude ist einem Kinde hier im Hause beschieden. Verzeihung, Mutter, sagt sie noch, als habe sie sich versündigt. Alles was sie tat, war ja auch verkehrt, und dann mußte sie ihre Wege gehen. Karen, Karen! Ich bin ja gar nicht böse auf Dich, Du durfst ja doch gern, was macht das wohl, die paar Dorel! Ich meinte es ja gar nicht so, wenn ich Dir Vorwürfe darüber machte, daß Du Dich im Hause herumtreibst. Aber ich wußte ja nicht aus noch ein; wir hatten ja nichts zu essen. Er trank ja das Wenige auf, der da! Sie wandte das Anliß der Leiche dem Vater zu und zeigte auf ihn. Es war das erste Mal, daß die Frau „der Kraft“ sich anklagend gegen ihn wandte. Aber er erfaßte es nicht. „Sie hat Frieden gefunden,“ murmelte er und versuchte es, sich ein wenig aufzurichten, „den Frieden der — —.“ Aber da erhob sich die Alte in der Ecke, sie hatte sich bis dahin nicht gerührt. „Schweig Du!“ sagte sie hart und setzte ihm ihren Stoß auf die Brust, „oder Deine alte Mutter wird den Tag verfluchen, an dem sie Dich zur Welt gebracht hat!“ Dämmernd starrte er sie an, es war, als lichte sich der Nebel vor seinem Blick. Eine Weile stand er noch da und konnte die Augen nicht von der Leiche abwenden. Er sah aus, als wolle er sich neben seine Frau niederwerfen, die wieder gebeugt dalag und flüsterte. Dann ging er gesenkten Kopfes nach oben und legte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Gassenlied und Volkslied.

Ueber diese unser künstlerisches Volksleben tief berührende Frage bietet Dr. Karl Stord im Augustheft des „Zürners“ eine vielseitige Abhandlung, der wir den folgenden Abschnitt entnehmen: Der Begriff des Gassenliedes ist nicht so eng, wie das Wort, wenn auch alle diese Lieder, selbst wenn sie ursprünglich mit Klavier komponiert sind, die Bedingung erfüllen müssen, daß man sie auf der Gasse singen kann, also ohne die Begleitung eines Instrumentes. Lieder, die in Melodie und Rhythmus nicht so gehalten sind, daß man sie vor sich hinpfiffen kann, werden nie zu Gassenliedern, auch nicht im guten Sinne. Das muß man sich vor allem für die Bekämpfung der üblen Gattung merken. Gewiß gibt es auch ein gutes Gassenlied, d. h. dieses nennen wir dann eben Volkslied.

Das Gassenlied ist also ein Volkslied; ja wir müssen sogar gestehen, mag es uns auch noch so schwer fallen, daß seit einigen Jahrzehnten eigentlich überhaupt nur Gassenhauer jene Grundbedingung des Volksliedes erfüllen, daß sie vom ganzen Volke aufgenommen wurden. Das ist ein schlimmes Zeichen für den musikalischen Geschmack des Volkes, aber ein noch viel schlimmeres für die innere Unvollständigkeit unserer Komponisten. Denn die Güte ist keineswegs ein Hemmnis für die Verbreitung der Musik. Als Oper und Singspiel Lieder von starkem volkstümlichen Gehalt und edler Singartigkeit enthielten, verbreiteten sich diese mit derselben Schnelligkeit und Allseitigkeit wie die übelsten Gassenhauer. Die Lieder aus Mozarts „Zauberflöte“, erst recht die aus Webers „Freischütz“, danach die aus Rarigners und Vorhings Opern waren raju Allgemeinut des Volkes. Die Lieder, die Himmel, Metzhiesel, Kreuzer, André u. v. a. für Singspiele und als Einzigen beliebter Schauspiele lieferten, lernt man erst so recht schätzen, wenn man sie mit der heutigen Schlagernware vergleicht. Heute ist an die Stelle dieser gewiß nur selten schwungvollen und nicht übermäßig tiefen Kunst die elende Operettenware getreten: gewöhnlich in der Mache, gemein in der Gesinnung, leicht oder gar schmutzig im Text.

Das Gassenlied ist ein Volkslied; die ältere Zeit macht keine stichbaren Qualitätsunterschiede. Auf den Titeln der Sammlungen stehen die „Gassenhauerin“ gleichberechtigt neben den anderen Gattungen; dagegen liegt im Namen die örtliche Bezeichnung, aus der man wohl noch weitere Schlüsse ziehen kann, als daß diese Lieder sich besonders zum Singen auf den Gassen eigneten. Dieses Gassen-singen ist eine Form des geselligen Singens: beim Ziehen durch die Gassen. Nach Feierabend oder am Sonntag wandern die Burschen im Tritt singend durch die Gassen. Im Elsaß, das sonst nicht sehr fangeslustig ist, ziehen die nächsthäftigen „Conserits“ — also die im nächsten Jahre ihrer Aushebung zum Militär entgegensehenden — alle Samstage und Sonntage oft stundenlang singend durchs Dorf, meist mit beschränkten Armen, so daß sie die ganze Straßenbreite einnahmen. Jedenfalls hängt damit, daß sie vorzugsweise in Männerkreisen gesungen wurden, auch der derbere Text dieser Liedgattung zusammen, genau wie bei den Trinkliedern. Aber noch ein anderes kommt hinzu. Diese ganze Art des Singens setzt größere Gemeinwesen voraus; nur solche haben ja auch richtige Gassen. So hätte der Gassenhauer von vornherein etwas mehr Städtisches. Das gesellige Singen auf dem Dorfe vollzieht sich bei der Arbeit auf dem Felde, aber auch im Hause (vgl. die Unmasse der Arbeitslieder bei Bücher: „Arbeit und Rhythmus“), in der abendlichen Spinnstube und beim Tanze. Bei allen diesen Gelegenheiten

gibt die Frau, ja eigentlich das unverheiratete Mädchen den Ton an, und darum sind diese Lieder zarter und feiner.

Diese verschiedenen Vorbedingungen des geselligen Lebens sind von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung des Singens in Stadt und Land, für Gassenlied und Volkslied (das letztere jezt im engeren Sinn verstanden). Das gemeinsame Singen gahau und -ab bedingt die einfachere und schärfere Rhythmit. Die Städte haben dann auch ein ausgiebiges Wirtshausleben mit dem Kneipensingen. Das Studentenlied ist ein vorzugswelse städtisches Gewächs. Auch die Soldaten- und Fuhrmannslieder fristen ihr Dasein hauptsächlich in den Städten. Das Ganze ist wesentlich Männergesang, und schon damit hängt eine geringe Ausbildung der Mehrstimmigkeit zusammen. Diese stellt sich dagegen sofort ein, wo „gemischte“ Stimmen zusammenwirken, wie bei fast allen ländlichen Singelegenheiten. Aber auch die Rhythmit ist, zumal beim Arbeitsliede, viel mannigfaltiger.

Nun kommt für das Land aber noch das einsame Singen dazu. Der Bauer arbeitet sehr viel allein, und dabei stellt sich ihm das Singen als Auslösung des Einsamkeitsgeföhls ein. Es kann kaum ein zweites geben, was so das musikalische Empfinden entwickelt, wie das einsame Singen. Ich habe gerade jezt, wo ich diese Ausföhrungen niederschreibe, wieder Gelegenheit, das zu beobachten. Hier im Mattengebiet des Zuger Berglandes wird noch sehr viel gejobelt. Es sind fast immer einsam für sich arbeitende Burschen, die jobeln. Zwei sind hier in der Nähe, die das Thema ihres Joblers geradezu in Variationen rein instrumental abwandeln. Der eine brachte es das eine Mal auf sieben nur leicht, aber doch charakteristisch sich von einander abhebende Spielarten des Grundschemas.

Erwägt man alle diese Umstände und nimmt noch dazu die unberechenbare Befruchtung, die das ganze Sinnesleben aus dem steten Beisammensein mit der Natur erfährt, so ergibt sich, daß der Heimatboden für jenes musikalisch und dichterisch gleich reiche Gebilde, das wir als Volkslied lieben, das Land, daß seine natürlicher Pfleger der Bauernstand ist. — In der Stadt gedeiht dagegen eine mehr der gesellschaftlichen Unterhaltung dienende Liedgattung, die nach ihren Vorbedingungen dichterisch nicht besonders tief gehen kann, eher zu einer äußerlichen Mache in Wit, Satire oder aneddotenhafter Zuspizung neigt. Der gesellschaftliche Charakter ist einer innerlichen Geföhlslyrik feindlich. In musikalischer Hinsicht neigt diese Gattung zu einem scharfen, aber einförmigen Rhythmus und zu wenig ausgebildeter Melodik, weil ihr der Geist der Polyphonie fehlt, aus dem erst die reichere Entwicklungsmöglichkeit der Melodie sich erschließt. Wir können diese Gattung als Gassenlied zusammenfassen, wobei das Wort das ganze Gebiet ebensowenig scharf deckt, wie die Bezeichnung „Volkslied“ das zuerst umschriebene.

Hinsichtlich der äußeren Lebensbedingungen genießt das städtische Lied die leichtere Verbreitung durch die Masse der eng zusammen Wohnenden. Sobald ein Lied der „Gesellschaft“ zuzagt, ist es ohne Schwierigkeit im Munde aller. Auf dem Lande vollzieht sich der Austausch viel langsamer. Dafür bekommt der Besitz etwas Persönliches und erhält dadurch die Kraft der Liebe. Aus Liebe wird man dann konservativ. In der Stadt dagegen hat der Besitz des Liedes, wie dieses selbst, wenig persönlichen Charakter. „Man“ singt das Lied, weil es eben gerade allgemein gesungen wird; „man“ gibt es mit dieser Allgemeinheit preis. Der Modestruktur mit der raschen Verbreitung und dem oft noch schnelleren Vergessenwerden haftet am städtischen Gassenliede. Beim Austausch zwischen Stadt und Land übernimmt das letztere leicht städtischen Besitz, während die Stadt fast nichts vom Lande übernimmt. Das hängt weniger mit den allgemeinen Verlehrsverhältnissen zusammen, die den Ländler der Geschäfte wegen oft in die Stadt föhren, es beruht auf dem Charakter der beiden Liedgattungen selbst. Das Gassenlied als gesellschaftliche Unterhaltung ist aufbringlich, das Volkslied als persönlicher Besitz sucht die Heimlichkeit.

Die hier geschilderten Verhältnisse haben immer bestanden. Das Gassenlied ist im übelsten Sinne ist so alt wie das edle Volkslied. Selbst von dem erhaltenen Gute besteht noch lange nicht alles, was die Teilnahme des Historikers und Philologen erweckt, vor dem guten Geschmack und ethischen Ansprüchen. Neben vielen inhaltleeren Liedern sind zahlreiche grob unanständige erhalten. Dabei ist natürlich doch eher das Bessere aufbewahrt worden. Auch die Moden kennt bereits die klassische Zeit des Volksliedes, wie man aus der massenhaften Verwendung mancher recht „gassenhauerischer“ Lieder zu Tenören der kunstvollen mehrstimmigen Kirchenmusik ersehen kann. Daneben hat man denn auch, vom 16. Jahrhundert ab in steigendem Maße, das modische „beliebte“ Lied, wenn beim langsameren Zeitemaß des damaligen Lebens auch die „Saison“ länger dauerte, als einen Winter. Aber die aus Italien und zumal aus Frankreich in die häuslichen deutschen Musikliebhaberkreise massenhaft eingeföhrten „geselligen“ und „galanten“ Lieder tragen vielfach alle die Fehler, die wir auch heute der Schlagernware aufmerken. Man braucht nur die Schriften der ernsthaften deutschen Musiker des 17. und 18. Jahrhunderts, z. B. Kuhnau's „Musikalischen Quacksalber“, nachzulesen, um allen den Klagen über leichte Erfindung, schlechte Mache, Lüstertheit der Texte usw. zu bezeugen.

Also nicht das Vorhandensein des Gassenliedes ist Ursache, heute besonders lebhaft darüber Klage zu föhren und von besseren alten Zeiten zu träumen, sondern einerseits die ungeheure Verbrei-

Kunst dieser Schundliteratur des Liebes, andererseits der schlimme Mangel an gesunden Gegenkräften. Diese traurige Sachlage beruht darauf, daß einerseits das Land aus den oben dargelegten Gründen aufgehört hat, Produzent des Volksliedes zu sein, daß andererseits der städtische Nachwuchs des „Gassenliedes“ immer schlechter geworden ist.

Aus oben dargelegten Gründen liefert die Stadt heute fast allein das neue Liedmaterial. Trug dazu schon das stets wachsende Übergewicht der Städte bei, so kommt noch hinzu, daß der Komponist sich mit seinen Schöpfungen naturgemäß an die Stadt wendet, da er hier einmal alle Gelegenheit zur Mitteilung hat, ferner die dichte Bevölkerung ihm die größte Verbreitung verspricht. Theater, Konzert- und Singhallen aller Art, hundertertei von Gelegenheiten zum Musizieren bis hinein in die Tanzsäle und Winkelnippen sind in der Stadt. Von hier aus bezieht der Drehorgelspieler seine Rollen, von hier werden alle anderen mechanischen Musikapparate bedient.

Ueber den schmachtvollen Tiefstand dieser, unsere Städte und von da aus das ganze Land überflutenden, Schundliteratur herrscht nur eine Meinung. Nicht so, wie über den eigentlichen Gassenhauer, ist dieses Bewußtsein durchgedrungen für die meist sentimentalen „beliebten“ Lieder, die das Entzücken unserer Klavierspielenden Bürgerträchter, zumeist auch das Repertoire der männlichen Gesangvereinskollektiven und das Seitenstück zur sogenannten Salonmusik bilden. Es ist darum eine verdienstvolle Tat des Hamburger Seminar musiklehrers Anton Penkert, wenn er in einer kleinen Schrift „Das Gassenlied“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) diese ganze Literatur nach Dichtung und Musik einer scharfen Kritik unterzieht, die einer völligen Vernichtung gleichkommt. Auf diese Schrift sei jeder verwiesen, den es nach Material über dieses Stoffgebiet gelüftet.

Aber diese Kritik am Bestehenden kann nur dadurch fruchtbar werden, daß sie Anlaß wird zur Besserung.

Da die Vormachtstellung der in den Städten geübten Unterhaltungsmusik für das ganze Volk erwiesen ist, spitzt sich das Problem in die Frage zu: Wie können wir die städtische Unterhaltungsmusik heben? Die Antwort lautet der auf den anderen Kunstgebieten gleich: Kampf gegen die Schundliteratur. Hier ist zu unterscheiden zwischen jenen Kreisen, die nur aus Unverstand der Schundliteratur anheimfallen, und jenen, die aus gemeinen Instinkten diese Gattung von Kunst aufsuchen. Bei der zweiten Gruppe handelt es sich um eine Frage der gesamten sittlichen Erziehung; das unlautere Verhältnis zur Kunst ist bei ihnen eine Folge moralischer Mängel, denen unter diesen Umständen mit den Mitteln der Kunst nicht beizukommen ist.

Bei der ersten Gruppe sind Geschmacksverbildung und Gedankelosigkeit die schlimmsten Feinde. Geschmacksverbildung ist ein allgemeines Großstadtleiden gerade hinsichtlich des Liebes. Falsche Empfindsamkeit einerseits, Schnobdrigkeit und blasierter Nüchternheit andererseits, dazu überall die flache Genuehmoral einer nur den Augenblick erfassenden Weltanschauung sind Zeitkrankheiten, die nicht nur im „Gassenlied“ zum Ausdruck kommen. Freilich so platt und schamlos wie hier erscheinen sie sonst kaum wieder. Wenn irgendwo, kommt man hier zur Anschauung mancher Philosophen, daß die Musik geradezu geistig verdummend wirke.

Der Unterricht in Schule und Haus kann hier gegenwärtige Kritik üben. Für den Musiklehrer im Hause sollte es ein selbstverständliches Unterrichtsmittel sein, seinem Schüler die ganze Dobe und Wertlosigkeit der „beliebten“ Musikfabrikware in musikalischer und poetischer Hinsicht aufzuzeigen. So Auge in Auge oder auch noch in ganz engem Kreise halte ich das Vorführen von Beispiel und Gegenbeispiel für ein sehr gutes Erziehungsmittel, während ich es vor der größeren Öffentlichkeit oder gar bloß gedruckt (ohne den Lebendigen, charakterisierenden, ja parodierenden Vortrag) für wertlos, wenn nicht gar für schädlich halte.

Hier könnte die Presse eine sehr dankenswerte Arbeit leisten, wenn sie den ihr sonst so reichlich zu Gebote stehenden Spott und Hohn über diese Musikgattung ausschütten wollte. Es würde sicher helfen, wenn in kluger Weise unseren „Gebildeten“ öfters an Beispielen klar gemacht würde, welchen Wölsinn sie singen und spielen, welche Unflätigkeiten sie in ihre „künstlerische“ Unterhaltung mischen. Die Presse hätte dazu eine vorzügliche Gelegenheit bei der Besprechung der Operetten- und Possenneuheiten. Aber da stehen wir vor der auffallenden Tatsache, daß kein noch so großes Kunstwollen, kein noch so ernstes Kunststreben sich einer so freundlichen und ausgiebigen Behandlung zu erfreuen hat wie diese schmutzige und elend gemachte Kunstindustrie. Die Presse führt sich dabei auf wie ein unreifer Lebejüngling, der mit Kulissen-erfahrungen in besonderen Glanz sehen zu können glaubt. Unreife, mit einer Art lüsternten Augenzwinkerns und schmachenden Rippen wird über dieses ganze Getriebe berichtet. Die Operettenstars aber, die in der Regel so geringwertige Künstler sind, daß sie keine einzige ernste Kunstaufgabe erfüllen könnten und lediglich einer gewissen Dade der Gehirnrinde es verdanken, daß sie bei den hundertmaligen Wiederholungen ihrer Rollen nicht verblöden, werden in der Presse in einer Weise ausgezeichnet, wie kein anderer Künstler. Da kann man sich freilich nicht wundern, wenn auch das Publikum hier vor wirklichen Kunststoffenbarungen zu stehen glaubt.

Aber auch hier wird nicht die Kritik die bedeutsame Aenderung herbeiführen, sondern das Schaffen. Wir brauchen eine neue, echt

volkstümliche Musik, die die Vorzüge des heute beliebten Gassenliedes — leichte Sangbarkeit und ohrenfällige Rhythmik — im wirklich künstlerischem Geiste bietet. Dann wird die echte Kunst die heute herrschende Talmiware verdrängen, und unser Volk wird wieder ein echtes Volkslied besitzen.

Wie der Nerv arbeitet.

Von Dr. A. Lipschütz.

I.

Jedermann kennt den Vergleich, den man zwischen dem Nerven-System und einer Telephon- oder Telegraphenanlage anstellt. Dieser Vergleich hat viel für sich: er erleichtert uns außerordentlich die richtige Würdigung der Bedeutung des Nerven-Systems für das Zusammenleben der Zellen und Organe des Körpers. Gehirn und Rückenmark sind die „Zentrale“, wohin alle Leitungen von den verschiedensten Stellen des Körpers münden. Die Nerven sind die „Leitungsdrähte“. Durch die Zwischenschaltung des zentralen Nerven-Systems (Gehirn und Rückenmark) wird — genau wie beim Telephon — erreicht, daß ich z. B. vom Auge einmal eine Verbindung etwa zu den Händen, das andere Mal zu den Beinen habe, wobei hierzu genügt, daß das Auge (Nbr, Haut, Zunge, Nasenschleimhaut) bloß durch einen Nervenreiz mit der Zentrale verbunden ist und bloß ein Nervenweg zu jeder Muskelgruppe führt. Genau so wie beim Telephon, wo die Zentrale von Müller je nach Belieben einmal Lehmann, das andere Mal Schulze oder Meyer verbindet; von Müller aber geht zur Zentrale bloß ein Draht, und ebenso vom Lehmann, Schulze und Meyer.

Dieser Vergleich der Nerven mit Telephon-Drähten mußte um so berechtigter erscheinen, wenn man sich auf die Entdeckung des großen Berliner Physiologen Du-Bois Reymond stützte, daß im Nerven elektrische Vorgänge sich abspielen. Die sorgfältigen Studien Du-Bois Reymonds und einer großen Reihe anderer berühmter Physiologen ergaben, daß die elektrischen Vorgänge im Nerven, die einer genaueren Messung mittelst feiner Meßapparate zugänglich sind, bestimmten Gesetzmäßigkeiten folgen. Man kam schließlich auf den Gedanken, daß wir im elektrischen Strom, den man vom tätigen Nerven ableiten und messen kann, den eigentlichen „Nervenstrom“ vor uns haben, den das Gehirn als Impuls an die Muskeln sendet. Großartige Theorien wurden ausgedacht, um das Entstehen der elektrischen Ströme im Nerven und die hier herrschenden Gesetzmäßigkeiten zu erklären; berühmte Forscher schrieben ausgedehnte Abhandlungen und bespödelten einander, indem jeder seine eigene Theorie für die allein richtige ausgab. Und dem Kurzsichtigkeit, für das „magnetische“ und „elektrische“ Kräfte, „Polarität“, die „negativ“ und „positiv“ sein kann, und ähnliches Zeug nun einmal das tägliche Brot sind, war manch weites Tor geöffnet.

Es zeigte sich aber, daß man mit diesen Vorstellungen über die Natur des „Nervenstromes“ gar arg auf dem Holzwege war. So zum Beispiel leitet der Draht den elektrischen Strom mit einer Schnelligkeit von vielen Tausenden von Kilometern in der Sekunde; der Nerv dagegen leitet die Impulse, die das Gehirn durch ihn sendet oder die wir durch künstliche Reizung der Nerven durch ihn schicken, mit einer verhältnismäßig nur geringen Schnelligkeit. Diese „Leitungsgeschwindigkeit“ des Nerven kann durch verschiedenartige fein ausgedachte Methoden gemessen werden, von denen nur eine einzige hier genannt sei. Man reizt künstlich (durch einen kurzen elektrischen Schlag) den Nerven eines Froschhinterbeins an einer vom zugehörigen Muskel nicht weit entfernten Stelle des Nerven und läßt durch eine am Muskel befestigte Schreibspitze den Moment, wo der Muskel auf den Reiz hin zuckt, auf einer vor der Schreibspitze mit einer bekannten Schnelligkeit vorbeigeführten Tafel (wozu eine geeignete Apparatur dient) verzeichnen. Dann wird der Nerv an einer weiter vom Muskel entfernten Stelle gereizt und wieder der Moment, wo der Muskel zuckt, verzeichnet. Es zeigt sich, daß das zweite Mal eine Verzögerung eingetreten ist: zwischen dem Moment, wo wir den Nerven gereizt haben, und dem Momente, wo der Muskel zuckt, ist das zweite Mal ein größerer Zeitraum verstrichen — es hat eben länger gedauert, bis der Impuls des künstlichen Reizes den Nerv durchlaufen ist, weil die Nervenstrecke hier größer war. Aus dieser Verzögerung, aus diesem Zeitraum und der Länge der Nervenstrecke, die zwischen beiden Reizstellen liegt, läßt sich dann in einfachster Weise berechnen, mit welcher Geschwindigkeit der Nerv Impulse leitet. Der Froschnerv nun hat eine Leitungsgeschwindigkeit von ca. 25 Meter in der Sekunde. Das ist nun etwas ganz anderes, als die gewaltige Leitungsgeschwindigkeit des Drahtes für den elektrischen Strom! Gute Schnelligkeits, die 90 und mehr Kilometer in der Stunde jagen, haben dieselbe Schnelligkeit, wie die Leitungsgeschwindigkeit des Froschnerven. Und der Nerv mancher Schneckenart leitet gar mit einer Geschwindigkeit von bloß einigen Zentimetern in der Sekunde. Schon mit dieser Tatsache allein war eigentlich der Stab gebrochen über die Vorstellung, daß der „Nervenstrom“ ein elektrischer Strom sei, der im Nerven ähnlich wie in einem leblosen Draht geleitet werde. Zudem kam noch die Erkenntnis, daß man schwache elektrische Ströme von meßbarer Stärke nicht nur vom Nerven, sondern von jedweder Form lebendiger Substanz ableiten kann, so von den Muskeln und den Drüsen. Für unsere modernen elektrochemischen Vorstellungen hat diese Tatsache gar keine Schwierigkeiten: wir wissen, daß man unter bestimmten Bedingungen von jedem Gemischen System

einen elektrischen Strom ableiten kann, und ein Gemisches System ganz komplizierter Art ist auch die lebendige Substanz. Aber erst die letzten Jahre haben uns den direkten Nachweis gebracht, daß auch der „Nervenstrom“, die Leitung im Nerven ein chemischer Vorgang ist, wie alle anderen Vorgänge in der lebendigen Substanz. Und heuer ist's gar ein Jubeljahr in der Geschichte der Nervenphysiologie.

II.

Es war vor gerade zehn Jahren, als in den einstigen Klostermauern des Göttinger Physiologischen Instituts, wo eben Verwoorn, ein Meister der Forschung, mit seinen Schülern Einzug gehalten hatte, ein junger Forscher, K. v. Meyer, nach mühseligen Versuchen die Entdeckung machte, daß die Leitung im Nerven ein chemischer Vorgang, ein Stoffwechselvorgang sei, der mit der Leitung des elektrischen Stromes, im Draht nichts Gemeinschaftliches habe. Er zeigte, daß es für die Erhaltung der Leitungsfähigkeit des Nerven des Sauerstoffs bedarf, daß der Nerv ersiekt, wenn man ihn in ein Gefäß bringt, aus dem aller Sauerstoff durch einen Stickstoffstrom verdrängt worden ist.

Eine Reihe neuerer Forscher ging nun an eine tiefere Untersuchung des Nerven. Es wurde gezeigt, daß der Nerv, wie alle andere lebendige Substanz, ermüden könne, daß man den Nerven narkotisieren könne, wobei er dann seine Leitungsfähigkeit für Impulse verliert, daß, mit einem Worte, die Leitungsfähigkeit des Nerven ein auf dem Stoffwechsel des Nerven beruhender Lebensvorgang ist, eine Summe chemischer Prozesse, die zu ergreifen die Aufgabe der Wissenschaft vom Leben ist.

Vor einigen Jahren machte ein amerikanischer Forscher (Maxwell) eine Entdeckung, die mit einem Schläge die chemische Natur der Leitung in Nerven festlegte. Es ist nämlich eine in der Chemie bekannte Tatsache, daß die Geschwindigkeit chemischer Vorgänge um etwa zweimal gesteigert wird, wenn man die Temperatur der wirkenden Stoffe um 10 Grad erhöht. Mit Hilfe der oben beschriebenen Methode zeigte nun Maxwell, daß auch die Geschwindigkeit der Nervenleitung um etwa das Zweifache gesteigert wird, wenn man den Versuch bei Temperaturen vornimmt, die sich um 10 Grad voneinander unterscheiden.

In jüngster Zeit hat ein Berliner Forscher (Wiper) mit Hilfe einer sehr genauen Untersuchungsmethode die Geschwindigkeit der Nervenleitung beim unversehrten Menschen festgestellt (frühere Messungen beim Menschen waren sehr ungenau). Er fand, daß der Nerv beim Menschen den Impuls mit einer Geschwindigkeit von 120 Metern in der Sekunde leitet. Das ist nun gegenüber dem Frosch mit seinen 28 Metern Leitungsgeschwindigkeit ein gewaltiger Unterschied.

Nun besteht aber zwischen Frosch und Mensch noch ein anderer Unterschied: der Frosch ist ein „Kaltblüter“, ein „wechselwarmes“ Tier, dessen Körpertemperatur stets der Temperatur der Umgebung gleich ist. Im Keller beträgt die Temperatur bei Fröschen z. B. 5 Grad; bringt man sie nach oben ins Laboratorium, so kann man durch fortgesetzte Temperaturmessungen beobachten, wie die Temperatur der Tiere allmählich ansteigt, bis sie schließlich die Zimmertemperatur des Laboratoriums, z. B. 20—22 Grad haben. Ganz anders bekanntlich der Mensch, die anderen Säugetiere und die Vögel: sie haben dauernd ein und dieselbe Körpertemperatur, sie sind „Warmblüter“, „gleichwarme“ Tiere. Die Temperatur z. B. beim Menschen beträgt dauernd ca. 37 Grad unabhängig davon, ob es draußen kalt oder warm ist.

Wie wir oben gesehen haben, ist nun die Leitungsgeschwindigkeit des Nerven abhängig von der Temperatur. Die Leitungsgeschwindigkeit des Nerven nimmt bei höherer Temperatur zu. Wenn wir jetzt berechnen, wie schnell der Froschnerv leiten würde, wenn wir die Körpertemperatur des Frosches (etwa der Erwärmung im Wärmeschrank oder im warmen Wasser) auf 37 Grad, also auf die Körpertemperatur des Menschen brächten, so kämen wir von 28 Metern in der Sekunde bei etwa 20 Grad auf ca. 120 Meter in der Sekunde bei etwa 37 Grad. Die Leitungsgeschwindigkeit des Froschnerven wäre genau so groß wie beim Menschen.

Diese Tatsache zeigt uns, wie gleich organisierte lebendige Substanz, die unter gleichen Bedingungen (Temperatur) in gleicher Weise beim Menschen und den Kaltblütern arbeitet, in ihrer Leistungsfähigkeit in geradezu gewaltiger Weise beeinflusst wird, wenn eine dieser Bedingungen sich verändert. Und darin liegt die außerordentliche biologische Bedeutung dieser Verhältnisse. Man denke nur, was im Getriebe des Lebens eine so verschiedenartige Leitungsgeschwindigkeit der Nerven bedeuten kann. Denn der gesamte Tierkörper der vielzelligen Tiere ist ja, wenn man so sagen darf, ein Spielball in den Klauen des allgewaltigen Nervenystems. Namentlich für den Ablauf der psychischen Vorgänge, wo es sich um leitende nervöse Verbindungen in der Hirnmasse handelt, dürfte die schnelle Leitung von Zelle zu Zelle, von einem Sinnesgebiet der Hirnrinde zum anderen, von gewaltiger Bedeutung sein. Und es mag sein, daß die Entwicklung des Gehirns und der Psyche auch mit aus diesem Grunde bei den landlebenden Warmblütern („gleichwarmen“ Tieren mit dauernd gleicher Körpertemperatur) einen so großen Aufschwung gegenüber den kaltblütigen wechselwarmen, namentlich wasserlebenden Tieren nehmen konnte. Die Forschung ist hier vielleicht einem Momente von gewaltiger Wichtigkeit in der Entwicklung des Geistes auf die Spur gekommen, und dieses Moment wäre

eben die Fähigkeit der Warmblüter, ihre Körpertemperatur dauernd gleich und hoch zu erhalten.

Kleines feuilleton.

Der Sonnenstich. In diesem Sommer hat wieder einmal die sogenannte gemäßigte Zone über die Witterungserscheinungen zu klagen gehabt, die man jetzt auch bei uns nach amerikanischem Muster als Hitzewellen zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Ueber den Hitzschlag und den Sonnenstich herrschen aber noch immer ziemlich unbestimmte Vorstellungen. Man muß zwischen beiden unterscheiden. Ein Hitzschlag, auch wenn er zu plötzlicher Ohnmacht führt, ist gewöhnlich nicht lebensgefährlich. Der Betroffene wird schwindlig, und fällt nieder, seine Haut ist feucht und kühl, sein Atem eilig, aber niemals von Schwärmenden Tönen begleitet, der Puls geschwächt, die Körpertemperatur normal oder etwas zu niedrig, das Bewußtsein meist nicht völlig aufgehoben. Zur Wiederherstellung des Erkrankten genügt in der Regel schon seine Entfernung aus der Sonne, die Lockerung seiner Kleider, das Besprengen des Kopfes mit kaltem Wasser und vielleicht noch die Behandlung der Nase mit Salzwasser. Ganz anders steht es um den eigentlichen Sonnenstich. Die Fachleute unterscheiden jetzt noch zwischen direktem und indirektem Sonnenstich. Der direkte Sonnenstich kann wieder noch in mehreren Formen auftreten. Einmal befällt er Leute bei schwerer Anstrengung, die an solche nicht gewöhnt sind, beispielsweise junge Soldaten bei anstrengenden Märschen im Sommer oder nach der Ankunft in einem tropischen Lande. Je feuchter die Luft ist, desto größer die Gefahr, weil die Ausdunstung der Haut dadurch herabgesetzt wird. Der Sonnenstich kündigt sich durch heftige Kopfschmerzen an. Wenn nun nicht sofort etwas geschieht, um die Gefahr abzuwenden, so stürzt der Betroffene bald zu Boden, aber unter ganz anderen Erscheinungen wie beim gewöhnlichen Hitzschlag. Der Körper bewegt sich in Krämpfen, die Zähne sind fest aufeinander gebissen, die Haut ist ganz unempfindlich, die Atmung stark gestört. In anderer Weise kündigt sich der Sonnenstich mit starkem Schweißerguß an. Der Erkrankte wird allmählich immer bleicher und die Lippen bläulich, die Augen blutunterlaufen, die Adern geschwollen, die Atmung ruhig, aber sehr matt, bis der Mann zu Boden gleitet. Dabei ist das Bewußtsein meist nicht völlig aufgehoben, eine Wiederherstellung auch verhältnismäßig leicht. Am schlimmsten steht es um den Patienten, wenn er nur einen außergewöhnlichen Durst verspürt und dann plötzlich in Ohnmacht fällt. Diese Ohnmacht kann bis zu anderthalb Tagen dauern und in den Tod übergehen, ohne daß der Kranke noch einmal erwacht ist. Schließlich kündigt sich der Sonnenstich auch nur durch einen bohrenden Kopfschmerz an, der von Stunde zu Stunde heftiger wird, bis er zu einem eigentlichen Wahnsinn führt.

Am meisten Vertrauen verdient wohl die Annahme, daß nicht die Wärmestrahlen, sondern die sogenannten chemischen oder aktinischen Strahlen der Sonne, dieselben, die beispielsweise auf die photographische Platte wirken, für den Hitzschlag und Sonnenstich verantwortlich zu machen sind. Angeblich ist es ein sicheres Mittel gegen diese Gefahr, seine Kopfbedeckung mit einem roten Stoff auszustatten, der die chemischen Sonnenstrahlen abhält. Die Erfahrungen damit sind sehr günstig gewesen.

Kulturgeschichtliches.

Die Berlin-Charlottenburger Treckschute aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. An ein heute längst vergessenes Verkehrsmittel erinnert ein Artikel in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“. In Lützen, dem alten Charlottenburg, hatte 1696 Kurfürst Friedrich III. seiner Gemahlin Sophie Charlotte das prächtige Schloß bauen lassen, das anfänglich noch Lützenburg hieß. Damit wurde das Dorf bei dem prunkvollen Hofleben der damaligen Zeit zum Schauplatz vieler Hoffestlichkeiten, Vergnügungstafeln kamen hinzu, und die Bewohner Berlins zogen Sonntags mit Kind und Kegel nach dem vorher so unbekanntem Dörfchen. Zwar war dem regen Verkehr durch Verbesserung der Landstraße Rechnung getragen worden, aber bequemer war doch der Wasserweg, die Spree. Hier richtete Friedrich I. im Jahre 1702 nach dem Vorbild der holländischen Fluß- und Kanalschiffahrt eine Treckschutenverbindung zwischen Berlin und Lützenburg ein. Treckschute ist ein holländischer Name für ein von Pferden vom Ufer aus gezogenes Schiff. Als Treidelweg wurde ein feiner Dammschiffweg längs des Ufers errichtet, auf dem zwei Pferde die königliche Treckschute, ein kleines, mit einem Verdeck versehenes Schiff ohne Mast und Segel, zwischen den beiden Orten hin und herzogen. Täglich zweimal zu einer vorgeschriebenen Zeit fuhr das Schiff hin und zurück, ausgenommen selbstverständlich, wenn der Fluß zugefroren war. Die einfache Fahrt kostete zwei Groschen pro Person. Die Wasserfahrt muß manchmal recht lustig gewesen sein und an heutige Spree-Dampferfahrten erinnern haben; denn es wird uns berichtet, daß oft Musikanten mitführen und an Bord aufspielten. Bis ins Jahr 1720 wurde der Verrieb unter königlicher Regie aufrecht erhalten; von 1720 bis 1728 führten ihn noch einige Privatunternehmer weiter. Dann ging er vollständig ein, nachdem durch das Ende der verschwenderrischen Hoffeste mit dem Tode Friedrichs I. auch Charlottenburg viel von seiner Anziehungskraft eingebüßt hatte.